

Georg Klauda

# Die Vertreibung aus dem Serail

Europa und die  
Heteronormalisierung  
der islamischen Welt



ms

Die Vertreibung aus dem Serail



**MännerschwarmVerlag**



*GEORG KLAUDA*

DIE VERTREIBUNG AUS DEM SERAIL

Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt

Männerschwarm Verlag  
Hamburg 2010

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Georg Klauda  
Die Vertreibung aus dem Serail  
Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt  
© Männerschwarm Verlag, Hamburg 2008

Umschlaggestaltung: Carsten Kudlik, Bremen  
Die Illustration stammt aus: Enderunlu Fazıl, *Hubannâme*  
[Manuskrr., 18. Jh.]; Museum des Topkapı-Serail, Istanbul.

Ebook-Ausgabe 2011 nach der 2. Auflage 2010  
ISBN 978-3-86300-029-5

Buchausgabe:  
2. durchgesehene und korrigierte Auflage 2010  
ISBN 978-3-939542-34-6

Männerschwarm Verlag GmbH  
Lange Reihe 102 - 20099 Hamburg  
[www.maennerschwarm.de](http://www.maennerschwarm.de)

## INHALT

Einleitung	7
Postkoloniale Begegnungen	15
Der Islam: Von Mekka nach Maschhad	28
Europa: Vom geschworenen zum «warmen» Bruder	64
Einmal Istanbul und zurück	99
Schluss	129
Anmerkungen	135
Literatur	155



## EINLEITUNG

Durch den Diskurs über den «Kampf der Kulturen» ist die Gegenüberstellung von Christentum und Islam, Orient und Okzident wieder zu einem dominanten Motiv geworden. Dies gilt auch für das Thema Homosexualität. So wird im «Muslim-Fragebogen», den die baden-württembergische Landesregierung im Jahr 2005 entwickelte, die Toleranz gegenüber homosexuellen Lebensweisen zu jenen «westlichen Werten» gezählt, die man von muslimischen Einwanderern potentiell in Frage gestellt sieht. Eine solche Einschätzung überrascht, vergleicht man sie mit den fast schon stereotypen Bekundungen, die sich in nahezu allen Geschichtsbüchern aus dem Bereich der *gay & lesbian studies* finden lassen. So schreibt etwa Rictor Norton:

«Homophobie ist hochgradig spezifisch für die christliche Tradition, was ein Grund dafür ist, warum Sodomie [hier im Sinne von mann-männlichem Analverkehr – G. K.] oft den Juden und den Türken zugeschrieben wird.»<sup>1</sup>

Ähnlich das Fazit von Byrne Fone in *Homophobia – a history*:

«Manchmal scheint Homophobie in der westlichen Kultur besonders virulent, ja vielleicht sogar auf sie beschränkt zu sein. Studien sexuellen Verhaltens in anderen Kulturen, vergangenen und gegenwärtigen, haben selten die soziale, gesetzliche, moralische oder politische Missbilligung homosexuellen Verhaltens entdeckt, die so vielen Epochen der westlichen Geschichte gemeinsam ist.



Tatsächlich bleibt in der modernen westlichen Gesellschaft [...] Homophobie vielleicht das letzte akzeptable Vorurteil.»<sup>2</sup>

Der Kontrast zur aktuellen Debatte könnte größer kaum sein. Etwa wenn der Islamwissenschaftler Ralph Ghadban im Interview mit der *tageszeitung* das Christentum als ethisches Vorbild für den Islam anpreist – und dabei unwidersprochen die Aussage tätigt, dass Homosexualität «in Europa [...] nie mit dem Tode bestraft» worden wäre.<sup>3</sup> Dass in der christlich-europäischen Geschichte abertausende Männer wegen gleichgeschlechtlicher Sexualhandlungen verbrannt, enthauptet, gehängt und grausam verstümmelt wurden, scheint dem historischen Laienbewusstsein ebenso entglitten zu sein wie der einstmals so schreck erfüllte Name dieser Sünde, welcher «unter Christen nicht genannt werden darf»: «Sodomie». Seit der Konstruktion des «Homosexuellen» als einer medizinischen Kategorie hat sich der Begriffsumfang jenes Wortes in Deutschland auf Mensch-Tier-Kontakte verengt, während in Frankreich und den angelsächsischen Ländern die ursprüngliche Bedeutung noch ganz gegenwärtig ist – zumal einige US-Bundesstaaten ihre Sodomiegesetze bis heute nicht gestrichen haben.<sup>4</sup>

Die Beispiele zeugen von dem Problem, sich mit der Genealogie der eigenen Gesellschaft auseinanderzusetzen, offenbar weil deren Relevanz für die Gegenwart nicht mehr erkennbar erscheint. Homophobie wird stattdessen einer überwunden geglaubten Vormoderne überantwortet, von der man meint, sie in Form türkisch-arabischer Migrant\_innen<sup>5</sup> wiederkehren zu sehen. So spricht etwa der taz-Redakteur Jan Feddersen in seinem Artikel *Was guckst du? Bist du schwul?* von der Notwendigkeit einer «Zivilisierung des Vormodernen» und meint damit junge Männer, «die im weitesten Sinne dem muslimischen Kulturkreis zuzurechnen sind».<sup>6</sup>

Gegen diese Konstruktion von Lesbian- und Schwulenfeindlichkeit als ein «vorzivilisatorisches» Relikt, das zunehmend auf den Fremden und «Anderen» abgewälzt wird, nimmt das vorliegende Buch wissenschaftlich Stellung. Einführend versucht es, anhand von Reiseberichten und Zeitungsartikeln eine Reihe von Projektionen aufzudecken, in denen der «Orient» einerseits als das ganz Andere des Westens konstruiert, andererseits aber die eigenen Denkformen in der Wahrneh-

mung dieses Anderen nie in Zweifel gezogen werden. So etwa, wenn westliche Journalisten afghanische Männer, die Personen des gleichen Geschlechts erotische Avancen machen, ganz selbstverständlich als «schwul» kategorisieren. Dass eine Lebenswelt existieren könnte, in der diese Ordnung des Wissens keine Gültigkeit besitzt, scheint den Autoren nahezu unvorstellbar – obwohl doch sonst an jedem Verhaltensaspekt muslimischer Männer die fremdartige Sittlichkeit hervorgehoben wird, auch wenn es sich um durchaus vertraute Phänomene handelt. Dazu gehört auch die gewalttätige Schwulenfeindlichkeit mancher Kreuzberger Jugendlicher, die Jan Feddersen in seinem oben erwähnten Beitrag nicht als Bestandteil seiner eigenen Gesellschaft erkennen will.

Im Anschluss daran folgt eine Betrachtung der religiösen Konstruktion von *liwāt*, das man in gewisser Weise als das islamische Pendant zum christlichen Sodomiebegriff verstehen darf, wenn auch die Definition wesentlich enger gefasst ist: *liwāt* ist das Einführen des Penis in den Anus einer anderen Person mindestens bis zur Eichel. Die Exaktheit dieser Bestimmung weist bereits auf ein besonderes Merkmal des *liwāt*-Diskurses hin – es handelt sich um eine streng juristische Kategorie, weniger um ein Werkzeug der moralischen Mobilisierung. Entsprechend sind auch die Beweismethoden genau festgelegt und machen eine Überführung wegen *liwāt* äußerst unwahrscheinlich. Eine Sodomiterverfolgung, gar in den Dimensionen, wie sie in der europäischen Neuzeit stattfand, hat es im islamischen Herrschaftsbereich daher nie gegeben. Gleichwohl kann man heute von einer Schwulenverfolgung in verschiedenen islamischen Ländern sprechen, die sich als Überschneidung zweier Machtformen interpretieren lässt: der Unterscheidung islamischer Juristen zwischen erlaubten und verbotenen Handlungen sowie der modernen, aus dem westlichen Pathologie-Diskurs übernommenen Sortierung zwischen «normalen» und «anormalen» Subjekten. Dies soll im Besonderen am Beispiel der Islamischen Republik Iran nachgezeichnet werden.

Das folgende, von Europa handelnde Kapitel zeigt – gegen die Deutung von Schwulenfeindlichkeit als vormodernes «Überbleibsel» –, dass die soziologischen Strukturen dessen, was wir heute Homophobie nennen, sich erst in der Epoche der Aufklärung etablierten und eine

distinkte Lebenswelt schufen, die, natürlich mit einigen Abstrichen, bis heute für moderne Gesellschaften charakteristisch ist. Dies bezieht sich vor allem auf die Subkulturalisierung gleichgeschlechtlicher Liebe, welche als Indikator einer komplementären Heteronormalisierung der Lebensformen in der bürgerlichen Mehrheitsgesellschaft gedeutet werden kann. Sichtbar wird dies vor allem am Verschwinden romantischer Freundschaftskonzepte und der intimen Gesten, die jene begleiteten – wie etwa der Kuss, die Umarmung oder das Teilen von Tisch und Bett, die in einem männlichen Kontext nunmehr in wachsendem Maße als Ausdruck eines «sodomitischen» Verlangens interpretiert wurden.

Zum Abschluss geht es um die Konstruktion eines «patriarchalen Orients», der in europäischen Diskursen häufig als Folie oder Gegenüber benutzt wird, wenn es um die positive Hervorhebung des eigenen Selbst geht. Die feministischen «Grenzgefechte» gegen muslimische Immigrant\_innen in Deutschland werden der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses in arabischen Staaten und vor allem in der Türkei gegenübergestellt. Außerdem wird die gängige Ableitung von Homophobie aus «traditionell-patriarchalischen» Verhältnissen hinterfragt und auf die Schwierigkeit verwiesen, von diesem Standpunkt aus noch eine Kritik an der – in den letzten Jahrzehnten gerade unter männlichen Jugendlichen rapide angewachsenen – Heteronormativität der deutschen Verhältnisse zu formulieren. Das Kapitel enthält darüber hinaus auch einen kurzen Überblick über die Menschenrechtssituation von Homo-, Trans- und Bisexuellen in der laizistischen Türkei.

Viele dieser Überlegungen wären kaum möglich gewesen, ohne die intensive Forschung im Bereich der *gay & lesbian studies*, die sich während der 1980er Jahre in den angelsächsischen Ländern etabliert haben. Und wie ein Großteil jener Untersuchungen setzt auch diese Arbeit methodologisch an einem Grundgedanken von Michel Foucault an, den dieser im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* skizziert hat. Es ist dies die kategoriale Unterscheidung zwischen zwei Gestalten des Wissens, die sich einerseits mit dem Begriff der Sodomie, andererseits mit dem der Homosexualität verbinden lassen:

«Die Sodomie – so wie die alten zivilen oder kanonischen Rechte

sie kannten – war ein Typ von verbotener Handlung, deren Urheber nur als ihr Rechtssubjekt in Betracht kam. Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. [...] Als eine der Gestalten der Sexualität ist die Homosexualität aufgetaucht, als sie von der Praktik der Sodomie zu einer Art innerer Androgynie, einem Hermaphroditismus der Seele herabgedrückt worden ist. Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.»<sup>7</sup>

Diese Unterscheidung ist zugegebenermaßen nicht ganz unproblematisch. So wird, wie Michael D. Jordan deutlich gemacht hat,<sup>8</sup> der Sodomit seit dem Hochmittelalter in bestimmten religiösen und literarischen Kontexten durchaus bereits als eine Art «Persönlichkeit» entworfen – und etwa von Thomas von Aquin mit einer Defektnatur ausgestattet, die ihm diese «widernatürliche» Art des Handelns nahe legte. Jedoch entspricht dem keine reale Subjektidentität in der Lebenswelt der «Sodomiten» selbst, weil deren Handlungen nahezu unterschiedslos im Gewebe intimer Freundschaftsbeziehungen verschwinden und «Sodomie» ein fester Bestandteil des dörflichen und städtischen Alltags ist.

Diese Problematik eingestanden, kann man das Verdienst von Foucaults konstitutionstheoretischer Wende dennoch nicht hoch genug ansetzen; denn trotz der sich aus der Kritik im Einzelnen ergebenden Notwendigkeit historischer Korrekturen lässt sich ein Großteil der Literatur im Bereich der *gay & lesbian studies*, die in den letzten 25 Jahren veröffentlicht wurde, als eine zunehmende Entfaltung dieses Kerngedankens verstehen. Das heißt nicht, dass es nicht auch eine Reihe von Forscher\_innen gegeben hätte, die eine solche radikale Historisierung des Begriffs der Homosexualität brüsk zurückgewiesen hätten. So argumentiert beispielsweise der Ethnologe Stephen O. Murray gegen diesen Nominalismus<sup>9</sup> in Foucaults Schriften:

«Die Entdeckung von Kulturen, welche blau nicht von grün unter-

scheiden, scheint niemanden zu dem Vorschlag bewegt zu haben, die Unterscheidung im Englischen fallen zu lassen. Ob als Rabe etikettiert, als Krähe oder als «dieser schwarze Vogel, den ich über das Tal fliegen sehe», es gibt einen schwarzen Vogel, der aus meinem Fenster sichtbar ist.»<sup>10</sup>

Dieser objektivistische Zugriff auf die Universalgeschichte «der Homosexualität», welcher Murray vorschwebt und den er in *Homosexualities* auch realisiert hat, bedeutet jedoch nicht nur, vom Verständnis, das Menschen in *ihrer Zeit* von ihren Handlungen und Gefühlen hatten, abzusehen, sondern auch die Geschichtlichkeit der begrifflichen Konstruktionen zu verschleiern, die unsere eigenen Lebensformen organisieren.

Gegen den Versuch, diese Debatte als eine rein erkenntnistheoretische abzuwerten, die zwischen so genannten Essentialisten und Konstruktivisten geführt wird, ist daher auf den impliziten Materialismus zu verweisen, der Foucaults Denken zugrunde liegt. So handelt es sich bei *Sexualität und Wahrheit* keineswegs um eine bloße Diskursgeschichte der Sexualität, sondern ebenso sehr um eine Untersuchung der historischen Machtformen, in die das Wissen über den Sex eingebettet war, aber auch der «Zwangswirkungen, die es auf die Individuen ausgeübt hat»<sup>11</sup>.

Genau hier liegt eine Leistung von Foucaults Werk, die in der Historiker-Debatte der 1980er Jahre – welche tatsächlich vor allem ein Streit erkenntnistheoretischer Positionen war – nur unzureichend berücksichtigt wurde: Gegen die traditionelle Auffassung von Macht als etwas, das lediglich verbietet und unterdrückt – d. h. eine juristische Grenze zwischen erlaubt und unerlaubt zieht –, legt Foucault großen Wert darauf, dass für die Moderne eine andere Form der Macht wesentlich charakteristischer war: die Unterscheidung zwischen «normal» und «anormal» (oder, in medizinischen Begriffen, zwischen «gesund» und «krank»), eine Differenzierung, die eigentümlicherweise nicht mehr an spezifischen Handlungen, sondern an den Subjekten selbst haftet.<sup>12</sup> Dies bedeutet keineswegs, dass die repressive Macht einfach spurlos verschwunden wäre. Vielmehr kommt es in den meisten europäischen Staaten über Jahrhunderte hinweg zu einer folgenreichen Überlappung

der beiden Mechanismen, und es ist nicht zuletzt das Gesetz, das es Medizin und Psychiatrie erlaubt, ihre Wirkungen auszuüben, indem sie den Gutachtern und Gerichtsexperten die nötige Zahl von Delinquenten liefert, auf deren empirischer Basis die pathologische Diskursivierung der «Homosexualität» schließlich beginnt.<sup>13</sup>

Was die Ebene der Subjektivität angeht, so wäre gegen Foucault allerdings einzuwenden, dass die Wirkung dieser Diskurse weniger in einer «Intensivierung», «Vermehrung» oder «Anreizung» peripherer Lüste bestand,<sup>14</sup> als in einer beispiellosen Verknappung von Verhaltensweisen, die als Ausdruck einer devianten sexuellen Identität konstruiert und wahrgenommen wurden. Hierfür liefert diese Arbeit eine Reihe von empirischen Belegen.

Zuletzt noch ein paar Worte dazu, warum das Thema dieser Arbeit auf männliche Homosexualität beschränkt ist. Sicher wäre es wünschenswert, die unterschiedlichen Auswirkungen des hier dargelegten Modernisierungsprozesses auf Männer und Frauen zu zeigen. Aber die Schwierigkeiten, die ein solcher Versuch aufwürfe, sind nahezu unüberwindlich. Zum Ersten hat der Sodomie-Begriff, von dem diese Arbeit ihren Ausgangspunkt nimmt, nur in einigen ganz wenigen und außerordentlichen Fällen auch sexuelle Beziehungen zwischen Frauen erfasst.<sup>15</sup> Zum Zweiten ist die Zahl der Quellen, die von intimen Freundschaften erzählen, bis zum 18. Jahrhundert, als Frauen selbst zur Feder griffen, extrem ungleichgewichtig verteilt. Und zum Dritten sind auch die Verlaufsformen, die zur Entstehung lesbischer Subkulturen und der Konstruktion einer weiblichen Homosexualität führten, historisch ganz andere gewesen.

Diese Unterschiede werde ich an mehreren Stellen in dieser Arbeit erwähnen. Dennoch scheint es mir geeigneter, die beiden Themen voneinander zu trennen, nicht zuletzt deshalb, weil auch die historischen Personen, von denen hier die Rede sein wird, beides nur selten in einen Zusammenhang gesetzt haben. Eine eigene Untersuchung über die Geschichte weiblicher Freundschafts- und Liebesbeziehungen und ihren Wandel hin zur Konstruktion eines devianten lesbischen Subjekts, wie sie etwa Lilian Faderman mit *Surpassing the Love of Men* vorgelegt hat, scheint mir dem Gegenstand besser Rechnung tragen zu können als eine Arbeit, die beides nebeneinander behandelt und dabei den

fundamentalen Bruch vergisst, der durch das patriarchale Geschlechtersystem verursacht wurde. Ein solches Vorgehen würde Symmetrie nur vortäuschen; in Wirklichkeit erschienen weib-weibliche Beziehungen aufgrund des unüberwindlichen Quellen-Ungleichgewichts so nur weiter als ein Anhängsel in einer vermeintlich uniformen Geschichte «der Homosexualität».

Mein Dank gilt all jenen, die das Entstehen dieses Buches begleitet haben, insbesondere meinen Freund\_innen Serdal, Steve, Conni, Marcus, Jan, Lorenz, Yasmin, Greco und Oliver, die meinen Gedanken immer wieder geduldig lauschten. Für die akademische Betreuung meiner Arbeit danke ich Helgard Kramer und Frithjof Hager, bei denen ich einen Teil des vorliegenden Textes als soziologische Diplomarbeit einreichte. Bei der Aus- und Umarbeitung zu einem Buch standen mir Michael Bochow und Detlef Grumbach mit Rat und Kritik zur Seite. Gewidmet ist es jedoch dem Andenken an meine Mentorin Gerburg Treusch-Dieter. Die Idee zu dieser Arbeit entstand vor Jahren in einem ihrer – von mir immer wieder mit Begeisterung besuchten – Seminare an der Freien Universität Berlin. Viele der hier versammelten Zeilen schrieb ich mit ihr als Leserin im Kopf; doch hat sie ihre Fertigstellung nicht mehr erlebt. Gerburg starb am 19. November 2006.

## POSTKOLONIALE BEGEGNUNGEN

Nach dem 11. September 2001 war eine der liberalen Rechtfertigungen für die militärische Intervention gegen Afghanistan die Unterdrückung der Frauen, aber auch der Schwulen unter den Taliban. Schockiert nahm man in Europa und den USA die Nachricht zur Kenntnis, dass gleichgeschlechtliche Paare im Stadion von Kabul öffentlich hingerichtet wurden, indem man eine eigens dafür errichtete Mauer über sie zum Einsturz brachte.<sup>1</sup> Andere verwiesen hingegen darauf, dass nicht nur in den Ländern auf der «Achse des Bösen», sondern auch unter einigen Verbündeten der USA die Verfolgung von Homosexuellen zur Staatsräson erhoben wurde. So berichten Hiobs-Botschaften aus Saudiarabien und Ägypten von drakonischen Maßnahmen gegen Männer, die gleichgeschlechtlicher Handlungen verdächtigt wurden.<sup>2</sup>

Doch nicht nur in der islamischen Welt, auch im christlichen Afrika ist der gesellschaftliche Status von Homosexuellen mehr als prekär, und die zwangsheterosexuelle Norm produziert staatlich lizenzierte Terrorakte gegen homosexuelle Frauen und Männer.<sup>3</sup> So kündigte Simbabwe Präsident Robert Mugabe im Februar 2002 an, im Falle seiner Wiederwahl alle Homosexuellen des Landes inhaftieren zu lassen. Homosexuelle seien schlimmer als «Hunde und Schweine», denn diese könnten wenigstens die Geschlechter unterscheiden. Der Präsident forderte mehrfach die Stammeshäuptlinge auf, gegen Homosexualität vorzugehen, die «in Simbabwe niemals erlaubt sein sollte»: «Wir als die Häuptlinge Simbawwes müssen gegen diese westliche Praktik kämpfen und unsere Kultur respektieren.» Homosexualität sei «unafrikanisch» und eine dekadente Erscheinung des Westens.<sup>4</sup>

Doch der Präsident Simbawwes ist nur ein Beispiel für eine Tendenz,



die sich in einer Reihe von Staaten auf dem ganzen Kontinent ausbreitet. Kurz nachdem die Zeitungen in Uganda im September 1999 von einer schwulen Hochzeit in der Hauptstadt Kampala berichtet hatten, ordnete Präsident Yoweri Museveni an, alle Schwulen und Lesben festzunehmen und vor Gericht zu stellen. Der Sicherheitsminister forderte ihre Steinigung. §140 des Strafgesetzes sieht für sexuelle Praktiken «gegen die Ordnung der Natur» lebenslange Haftstrafen vor.<sup>5</sup> In Namibia wiederum behauptete Präsident Sam Nujoma im April 2001, Homosexualität sei gegen Gottes Willen und «Teufelswerk». Die ganze Nation müsse Schwule und Lesben verurteilen.<sup>6</sup> Vor den Absolventen einer Polizeischule rief sein Innenminister dazu auf, Homosexuelle «aus Namibias Antlitz zu eliminieren».<sup>7</sup> Ein führender Regierungsbeamter schrieb gar ein Traktat darüber, wie man Homosexuelle heilen könne, indem man ihre Schädeldecke aufsägt und ihr Gehirn mit einer chemischen Lösung wäscht.<sup>8</sup>

Zuletzt auch noch ein Beispiel aus der Karibik. In einem Bericht am 20. Oktober 2002 schilderte der *Observer* anhand des Schicksals des 26-jährigen David die traurige Alltagssituation von Schwulen in Jamaika. David hatte eine Woche zuvor Asyl in Großbritannien mit der Begründung erhalten, dass die Homophobie in dem karibischen Inselstaat sein Leben bedrohe. Davon zeugen auch seine zahlreichen Narben, die ihm durch Macheten, Messer und Schlagstöcke am ganzen Körper beigebracht wurden. Mehrmals entkam David nur knapp dem Tod. Einmal, als er dringend ärztlicher Versorgung bedurft hätte, nachdem er in einer schwulen Cruising-Gegend von Kingston, der jamaikanischen Hauptstadt, attackiert worden war, weigerten sich zwei Taxifahrer, ihn ins Krankenhaus zu transportieren. Sie hatten Angst, selbst als «chi chi man» oder «batty boy» diffamiert zu werden. David musste sich blutend eine Meile ins Hospital schleppen. Dort erfand er eine Geschichte von einem normalen Raubüberfall, um nicht als Schwuler von den behandelnden Ärzten abgewiesen zu werden.<sup>9</sup>

Müssen «wir» angesichts dieser kruden Beispiele dem «imperialistischen» Westen nicht eine untrügliche Überlegenheit in Sachen individueller Rechte und sexueller Toleranz zugestehen? Ist es nicht einfach wahr, dass die USA und Europa der Garant von ziviler Freiheit weltweit sind? Ich möchte im Folgenden ein paar Argumente liefern,